

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896**

294 (15.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 196



Nr. 196.

Karlsruhe, Dienstag, den 15. Dezember

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

**Ohne Gewissen.**

(28)

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, nun, wir sind noch nicht ganz so weit“, wehrte Artois bescheiden ab. „Aber es wäre vielleicht nicht vom Uebel, wenn man die öffentliche Aufmerksamkeit ein wenig auf die Sache hintenke. Eine ganz allgemein gehaltene Notiz in den größeren medizinischen Zeitschriften könnte jedenfalls kaum etwas schaden.“

„Es war meine Absicht, Sie um die Erlaubnis zur Veröffentlichung einer solchen Notiz zu bitten, Herr Doktor! Vielleicht aber schreiben Sie außerdem selber etwas über Ihre Entdeckung, natürlich ohne den letzten Schleier zu heben, der das Geheimnis preisgibt. Ich stehe in nahen Beziehungen zu der Redaktion der „Klinischen Wochenschrift“, und wenn ich das Manuskript Ihres Aufsatzes bis morgen haben kann, will ich mich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dafür verbürgen, daß es schon in der nächsten Nummer dieses unseres vornehmsten medizinischen Journals veröffentlicht werden wird.“

Artois schien ein wenig nachzudenken, dann meinte er: „Ich bin Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten sehr dankbar und weise es nicht ohne weiteres zurück. Aber ich kann mich nicht schon in diesem Augenblick darüber entscheiden. Würden Sie morgen Nachmittag im Krankenhaus für mich zu sprechen sein?“

„Zu jeder Zeit! Ich bitte Sie, ganz über mich zu verfügen; denn hier handelt sich's ja nicht so sehr um eine Gefälligkeit, die ich Ihnen erweise, als um einen Dienst, welcher der ganzen Menschheit geleistet wird.“

„So werde ich Ihnen jetzt das noch vorhandene Pulver mitgeben. Gleich morgen soll mit der Herstellung eines neuen größeren Quantums begonnen werden.“

Er ging in das Nebenzimmer und kam gleich darauf mit dem zweiten von Düringhoffens Gläsern zurück.

„Bis dies verbraucht sein wird, ist ohne Zweifel schon weiteres vorhanden“, sagte er. „Es soll mich freuen, wenn Sie auch morgen keine schlechten Erfahrungen damit machen.“

„Im Interesse des großen Unbekannten, nicht wahr?“ fragte Doktor Kalkstein, indem er sich lächelnd verabschiedete. „Sie glauben nicht, Doktor, wie neugierig ich bin, ihn einmal leibhaftig vor mir zu sehen.“

Als er wieder allein war, verschloß Artois ganz gegen seine Gewohnheit die Thür des Arbeitszimmers und vertiefte sich zum drittenmal in Düringhoffens umfangreiches Manuskript.

„Es ist kein Zweifel, daß man es nach dieser Anweisung herstellen kann“, sagte er vor sich hin. „Aber es ist ein wahrwitziger Gedanke; denn, wenn er trotzdem durchläme — wenn er trotzdem durchläme —“

Er verschloß die eng beschriebenen Blätter in ein Fach

seines Schreibtisches, hüllte sich in seinen Ueberrock und verließ das Haus. Eine Viertelstunde später klang er die steile Treppe empor, die zu der Wohnung des Gerichtsvollziehers Leubuscher führte und zog die Klingel.

Die Hausfrau war es, die ihm mit sehr betrübter Miene öffnete. Auf seine Frage nach Düringhoffens Bestunden fuhr sie sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen und meinte im weinerlichen Ton: „Es ist keine Hoffnung mehr, mein Herr, gar keine! Seit Mitternacht liegt er ganz stumpf und teilnahmslos da, und der Tod sieht ihm schon geradezu auf dem Gesicht geschrieben. Genau so eine weiße, spitze Nase hatte auch mein Bruder selig, ehe er starb. Ah Gott, es ist schrecklich, so ein junges Blut; und was für Umstände wir schließlich noch haben werden mit dem Begraben!“

„Machen Sie sich darum keine Sorge, liebe Frau“, versicherte Artois verbindlich. „Der arme Düringhoffen hat Freunde, die gern bereit sind, jedes Opfer für ihn zu bringen. Ist Doktor Giersberg heute schon bei ihm gewesen?“

„Eben jetzt ist er drinnen, schon zum drittenmal an diesem einen Tage.“

„Vielleicht kann ich warten, bis der Doktor herauskommt. Es wäre doch möglich, daß er den Kranken etwas besser gefunden hat.“

So schien es nun freilich nicht, als Doktor Giersberg wenige Minuten später aus dem Zimmer Düringhoffens kam. Er war sehr rot und hatte gewiß kaum je in seinem Leben grimmiger ausgesehen als in diesem Augenblick. Er machte Miene, wortlos an Artois vorüber zu eilen, und als ihm der Privatdocent geradezu den Weg vertrat, sagte er ärgerlich: „Ah, Sie sind auch da? Der Himmel mag wissen, wie viel neugierige Menschen um so ein Krankenbett herum schnüffeln. Da meinen alle diese guten Freunde wahrscheinlich wunder was Großes zu thun, wenn sie behutsam die Nase hereinstecken und fragen: Wie geht's?“

„Es ist wahrhaftig nicht bloß Neugier, welche mich hierher führt, Herr Doktor“, erwiderte Artois, der durch die rauhe Anrede keineswegs beleidigt schien, sondern die aufrichtigste und innigste Teilnahme für das Geschick meines unglücklichen Freundes. Ich hätte so gerne wenigstens ein schwaches Fünkchen Hoffnung mit mir hinweggenommen.“

„Und dieses Hoffnungsfünkchen erwarten Sie von mir, nicht wahr? Nun, wenn Ihnen mit irgend einer trostreichen Redensart gebietet ist, warum sollte ich sie Ihnen vorenthalten?“

„Nein, Herr Doktor, Ihre wirkliche Meinung möchte ich hören, die Prognose, die sie bei sich selber für den Verlauf von Düringhoffens Krankheit gestellt haben.“

„So? Unter uns gesagt, bei mir selber mache ich mir überhaupt niemals an, zu wissen, wie eine Krankheit verlaufen wird. Es giebt da freilich gewisse Formeln, auf die meine Kollegen um so zuverlässiger zu schwören pflegen, je jünger sie sind, und die sich ungefähr eben so oft als richtig erweisen,

wie sie Emen im Stich lassen. Nach dieser Formel giebt es für Ihren Freund Düringhoffen keine Rettung mehr. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen weiß. Guten Abend!"

Dem Privatdocenten schien es nach diesem Bescheide um weitere Auskurst auch nicht mehr zu thun zu sein. Er stieg mit sehr nachdenklicher Miene die knarrende Treppe hinab und machte einen langen Spaziergang durch die einsamen Straßen der Stadt, ehe er sich entschloß, noch für einen Augenblick in seinem Klub vorzusprechen. Er kümmerte sich nicht um die zahlreichen Spielportien, die bereits überall im Gange waren, sondern er erkundigte sich nur, ob nicht inzwischen ein Brief für ihn abgegeben worden sei, und entfernte sich sofort wieder, als man ihm in der That ein von Ediths Hand geschriebenes Billet überreicht hatte.

Beim flackernden Schein einer Straßenlaterne las er die wenigen Zeilen, die es enthielt:

"Ich habe alles geordnet, der Wechsel ist in meinen Händen, und Du darfst ruhig schlafen. Deinen weiteren Nachrichten sehe ich mit Ungebuld entgegen

Edith."

"Sie will das Papier als eine Waffe gegen mich in der Hand behalten", dachte er. "Aber ich werde schon ein Mittel finden, es herauszubekommen. Den Kampf mit Dir, meine schöne Edith, fürchte ich nicht."

Er ging nach Hause, schloß sich abermals ein und war bis zum Morgengrauen damit beschäftigt, aus Düringhoffens Arbeit einen für die Veröffentlichung bestimmten Auszug anzufertigen, der ausführlich genug war, um jedem sachmännischen Leser zu beweisen, daß es sich hier um das Endergebnis einer ernsten und gründlichen wissenschaftlichen Arbeit handle, während alles unterdrückt und verschwiegen war, was einen andern vielleicht in den Stand gesetzt haben würde, das Verfahren nachzuahmen.

Als er fertig war, sprang der Privatdocent auf und ging wohl eine halbe Stunde lang wie in heftigem inneren Kampfe auf dem weichen Teppich des Zimmers auf und nieder. Dann plötzlich warf er den Kopf zurück, presste die Zähne zusammen und setzte mit einem einzigen energischen Federzug unter das Manuskript die Worte:

"Dr. Siegmund Artois."

Siebzehntes Kapitel.

Seit langem hatte kein Fortschritt der Wissenschaft in der ganzen ärztlichen Welt so ungemessenes Aufsehen erregt, wie die Kunde, daß es dem jungen Privatdocenten Doktor Siegmund Artois gelungen sein sollte, ein Problem zu lösen, auf welches seit dem Bekanntwerden des Chinins die geistreichsten Köpfe vergebens all ihren Scharfsinn verwendet hatten. Hatte der von ihm selbst herrührende Aufsatz in der "Klinischen Wochenschrift" bei den meisten erst nur ungläubiges Kopfschütteln und Aeußerungen des Zweifels hervorgerufen, so war schon die in derselben Nummer enthaltene und von Doktor Kalkstein unterzeichnete Notiz, die von dem Verlauf der ersten praktischen Versuche berichtete, ganz danach angethan, dem neuen Heilmittel die Beachtung aller beteiligten Kreise zu sichern.

Acht Tage später war von des Doktor Artois großartiger Entdeckung in den Tageszeitungen eben so viel die Rede wie in den Fachblättern. Mit Ausdrücken der höchsten Anerkennung wurde in zahllosen Artikeln von dem genialen und glücklichen Forscher gesprochen, denn man hielt es nach den zahlreich vorliegenden Erfahrungen jetzt bereits für zweifellos, daß er in der ersten Veröffentlichung von den Wirkungen seines Mittels viel eher zu wenig als zu viel verheißten habe.

In einer der größten chemischen Fabriken der Hauptstadt, mit deren Besitzer er einen vorläufigen Vertrag abgeschlossen hatte, leitete Artois die Herstellung des künstlichen Chinins, wie man sein Erzeugnis allgemein zu nennen pflegte, dergestalt, daß der entscheidende Teil des Verfahrens noch sein alleiniges Geheimnis blieb. Bierzehn Tage nach dem Erscheinen des ersten Artikels liefen die Bestellungen von allen Seiten bereits so massenhaft ein, daß es unmöglich war, alle Aufträge auszuführen, und immer mehr häuften sich die Mitteilungen von wunderbaren Erfolgen, die man mit Hilfe des neuen Heilmittels davongetragen haben wollte.

Freilich erhoben sich aus den ärztlichen Kreisen auch warnende Stimmen, die zur Vorsicht bei dem Gebrauch des segensbringenden Medikaments mahnten. In einem Krankenhause waren zwei Todesfälle erfolgt, die man auf den Ueberreifer eines jungen Assistenten beim Gebrauch des Mittels zurückführte,

und eine Reihe von Tierversuchen ergab, daß allgroße Gaben die Thätigkeit der Herzmuskulatur bis zu ihrer vollständigen Lähmung beeinflussen konnten. Da diese Schädlichkeiten indessen erst bei übertriebener Dosierung oder bei allzu häufiger Verabreichung der Arznei eintraten, war ihr Bekannntwerden nicht danach angethan, das rasch gewonnene Vertrauen der ärztlichen Welt zu Doktor Artois' glorreicher Entdeckung zu erschüttern und den Siegeslauf aufzuhalten, mit dem sie sich die ganze zivilisierte Welt erobern zu wollen schien.

Daß der glückliche junge Chemiker in diesen ersten Wochen der Gegenstand zahlreicher Beglückwünschungen und Guldigungen wurde, war unter solchen Umständen selbstverständlich. Fast noch mehr als seine außerordentlichen Talente bewunderte man die Bescheidenheit, mit der er sich gesüßentlich jeder Guldigung und jeder lauten Anerkennung entzog.

Er hatte seine Vorlesungen auf unbestimmte Zeit eingestellt und hielt sich fast ausschließlich in den Räumen jener chemischen Fabrik auf, in welcher sein Heilmittel bereitet wurde. Dort aber war er für die übrige Welt so unzugänglich wie ein Alchimist, der sich auf dem Wege glaubt, den Stein der Weisen zu finden.

Im Klub hatte man angeregt, ihm zu Ehren eine kleine Festlichkeit zu veranstalten; Artois aber hatte sie so entschieden und mit so hochmütig klingenden Worten abgelehnt, daß man seinen Brief fast als gleichbedeutend mit einer Austrittserklärung ansehen mußte. In der That war er im Klub seit jenem Abend nicht wieder erschienen, und die Jose der Frau Professor Wallroth, die wiederholt nach ihm fragte, weil sie ein Billet für ihn abzugeben hatte, mußte jedesmal unverrichteter Sache ihren Heimweg antreten.

(Fortsetzung folgt.)

Karlsruher Repertoire-Fragen.

Die "Badische Landeszeitung" hat schon im 3. Blatt ihrer Sonntagnummer (293) darauf hingewiesen, daß das Gerücht, die Karlsruher Aufführungen von Wildenbruchs "König Heinrich" seien mit Rücksicht auf die Beschwerden kirchlicher Blätter sistiert, gleichsam durch die That widerlegt worden ist. "König Heinrich" wird noch im Laufe dieses Monats wiederholt werden, er ist auf den 29. Dezember angelegt, und damit zerfallen alle Behauptungen, nach denen das Wildenbruchsche Drama infolge der kirchlichen Zeitungsbeschwerden und der privaten Einwirkungen vom Repertoire abgesetzt worden wäre, in sich selbst. Man könnte sich mit dieser einfachen Widerlegung eines so grundlosen Gerüchtes zufrieden geben, wenn die Sache nicht auch eine Seite von grundsätzlicher Bedeutung hätte, auf die mit einigen Worten einzugehen doch am Platze sein dürfte. Es gehört zu den bedauerlichsten Erscheinungen in unserem deutschen Kunstleben der Gegenwart, daß viele Leute sich nicht daran gewöhnen können, künstlerische Fragen auch von rein künstlerischen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Diesen un-künstlerischen Standpunkt nehmen oft selbst Personen ein, die infolge ihrer amtlichen Stellung einen unmittelbaren Einfluß auf das Theaterrepertoire ausüben vermögen; es mag in dieser Hinsicht nur an die da und dort in andern Theaterstädten erfolgten Verbote eines Stückes von künstlerischem Werte, wie Fulda's "Verlorenes Paradies", erinnert werden. Bald befürchtet man von einem Theaterstück eine Untergrabung der staatlichen Autorität, bald eine Erschütterung der Gesellschaftsordnung, bald wieder eine Verletzung konfessioneller Empfindlichkeit. Immer sind es politische Bedenken, die da erhoben werden, während der Dichter doch das unbestreitbare Recht hat, sich den Ruf um die ganze Politik zu hören. Vom "Verlorenen Paradies" befürchtete man eine Aufregung politischer Leidenschaften nach der Seite der sozialen Gegensätze, des Klassenhasses, hin; gegen "König Heinrich" ist in der kirchlichen Presse heftig opponiert worden, weil diese Presse und ihre Hintermänner sich in politischen Parteilichungen verlegt fühlten. Statt dramatische Werte lediglich nach ihrem künstlerischen Werte zu messen, wurde eine Rücksichtnahme auf Dinge verlangt, die mit der Dichtkunst gar nichts gemein haben. Man verlegt sich da gern auf die beliebte Redensart von "Tendenzstücken" und merkt gar nicht, daß man selber die politische Tendenz in das Werk des Dichters hineinträgt, die gar nicht in demselben enthalten ist. Was Wildenbruchs' "König Heinrich" betrifft, so kann man vom Standpunkte des Kunstrichters gegen das Stück sicher eine ganze Menge von Einwänden erheben, aber man kann es nicht mit dem Odium eines Tendenzstückes in dem herkömmlichen anrüchigen Sinne des Wortes belasten; es ist eine dichterische Schöpfung in großem Stil, rein künstlerischen Motiven entsprungen. Wir haben uns gefreut, daß die Leitung des Karlsruher Hoftheaters sich nicht durch engberzige Rücksichten davon hat zurückhalten lassen, wie z. B. das "Verlorenes Paradies" so neuerdings auch "König Heinrich" zur Aufführung zu bringen; in dem freieren, vorurteilslosen Sinne, der unter der gegenwärtigen

Leitung das Karlsruher Repertoire beherrscht, erblicken wir eine wertvolle Ergründung. Nur dadurch war es möglich, das Interesse am Theater neu zu beleben und unserer Bühne eine Stellung unter den angesehenen großen Kunststätten zu sichern. Die Karlsruher Hofbühne ist unseres Erachtens vor dem Verdachte geschützt oder sollte es wenigstens sein, daß auch je etwas geschähe, was berechtigte Empfindungen unserer katholischen Mitbürger zu verletzen geeignet wäre. Daß die Karlsruher Bühne es nicht an Entgegenkommen gegen konfessionelle Bedenken hat fehlen lassen, so lange sie es thun kann, ohne ihrem künstlerischen Programm untreu zu werden, hat erst in der vergangenen Spielperiode ein Vorfall gezeigt, der in diesem Zusammenhang wohl der Erwähnung wert ist. Anhänger der Centrumspartei in Baden-Baden richteten damals an die Generaldirektion des Großherzoglichen Hoftheaters die Bitte, den Schluß des Gushow'schen Lustspiels: „Das Urbild des Tartüffe“ zu ändern, und es wurde ihnen die Antwort zu teil, daß bei Wiederholungen des Stückes der Schlußmonolog des La Roquette, in welchem dieser Schurke seinen Eintritt in den Jesuitenorden ankündigt, modifiziert werden würde. Ich habe damals noch vor dieser Eingabe an die Generaldirektion auch meinerseits eine Aenderung befürwortet und so viel mir aus literarischen Blättern bekannt geworden ist, hat die Eingabe auf meine Befürwortung der Vorstellung in einem Badener Blatte mit Bezug genommen. Allein damals handelte es sich um eine Aenderung, die ohne Schädigung künstlerischer Interessen getroffen werden konnte, denn der Schluß des Gushow'schen Stückes hat mit der Handlung wenig zu thun und beeinträchtigt sogar den Triumph der Wahrheit über Lüge und Heuchelei. Eine ganz andere Sache ist es, wenn man eine Bühnenleitung verhindern will, eines der bedeutendsten dramatischen Erzeugnisse der letzten Jahre, ein mit dem Schillerpreise ausgezeichnetes Werk zur Aufführung zu bringen und damit direkt in die Repertoiregestaltung einzugreifen, noch dazu in ihrem wichtigsten Punkte, in der Vorführung neuer Werke von literarischer Bedeutung. Man verlangt von einer Bühnenleitung immer, daß sie Fühlung behaltend soll mit der dramatischen Produktion der Gegenwart und daß sie sich kein neues beachtenswertes Werk entgehen lasse. Aber dieses Verlangen kann doch nur dann Erfüllung finden, wenn der betreffenden Bühne nicht allerlei engberzige Rücksichten auferlegt werden. Wir glauben uns darin auch mit allen aufrichtigen Kunstfreunden aus den Reihen der Centrumspartei einig. Das Repertoire der Hofbühne verspricht uns für die nächsten Wochen wieder einige interessante Neuheiten von bedeutenden Bühnenschristifellern, wie Eudermanns „Moritur“ und Philippis „Wer war's?“ Diese sorgfältige Berücksichtigung der neuen Bühnenercheinungen bringt dem Theaterpublikum zahlreiche Anregungen, auf die naturgemäß Beachtet geleistet werden müßte, wenn allen gesellschaftlichen und politischen Empfindlichkeiten angestrichen Rechnung getragen werden sollte. Es würde damit sowohl bei der Bühnenleitung wie beim Publikum eine Herovität großgezogen werden, welche die Pflege eines gesunden, mannigfaltigen und sich stetig erneuernden Repertoires einfach unmöglich machen würde. Glücklicherweise ist etwas derartiges in Karlsruhe nicht zu befürchten, ja man kann sagen, in Karlsruhe weniger als in irgend einer anderen Stadt mit einer Hofbühne. Die volle, unbeschränkte Selbstständigkeit und nach allen Seiten hin gesicherte Unabhängigkeit der Theaterleitung hat seit Eduard Devrient's Direktionsantritt eine der wertvollsten Traditionen der Karlsruher Bühne gebildet, an der, so weit unsere Erfahrungen reichen, niemals gerüttelt worden ist, und der Sagenkreis, der sich um die Karlsruher Aufführung von „König Heinrich“ gebildet hat, als sollte das Stück hier überhaupt nicht gegeben oder nach den ersten Abonnementvorstellungen zurückgelegt werden, hat sich als eine durchaus müßige Erfindung erwiesen. Man darf es als ein Zeichen der Vorurteilslosigkeit im Theaterbureau und im Zuschauertraum begrüßen, daß „König Heinrich“ sich in Karlsruhe einen Platz im Repertoire erobert hat. Wilhelm Harder.

**Verchiedenes.**

Der schwache Besuch des Reichstages gefährdet nicht nur die Gesetzgebung, sondern hat auch eine Meuterei der Kellner hervorgerufen. Sie sind unzufrieden über die schmalen Trinkgelder; keiner von ihnen will bisher über 2 M. eingenommen haben. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag hat daher, der „Köln. Zig.“ zufolge, eine große Protestversammlung der Reichstagskellner stattgefunden. In einer Resolution werden die Dekonomen des Reichstages und des Abgeordnetenhauses aufgefordert, den Kellnern entsprechende Bezahlung zu gewähren. Die Sozialdemokraten erklärten, daß sie diese Angelegenheit beim Reichstags-Gesetz zur Sprache bringen werden.

Ein Brandunglück ereignete sich am Montag in dem Dreieckshaus (Regierungsbezirk Kassel). Im Schulhaus war nachts Feuer ausgebrochen. Im zweiten Stock wohnte ein Gensdarm mit seiner Familie. Als sie erwachten, waren sie bereits von den Flammen ringsum umgeben. Eine Rettung von außen war unmöglich. Da warf der Gensdarm die Betten auf den benachbarten Holzstall und dann seine Frau und Kinder, sieben an

der Zahl, eines nach dem andern, auf die Betten hinab. Zuletzt sprang er selbst hinunter. Da aber brach der Stall zusammen und der Gensdarm stürzte zu Boden. Frau und Kinder waren gerettet, der Mann ist tot.

**Mädchenhandel.** Ein angeblicher Fabrikant M. aus Paris und ein angeblicher Kaufmann Konett aus Aachen haben in Dresden junge Frauenspersonen angeworben bezw. angeworben gesucht, um sie zu unerlaubten Zwecken nach auswärts zu befördern. Kurz vor Abreise des ersten Transports erfolgte die Festnahme der beiden Verdächtigen. Konett war im Besitze von 17 falschen Legitimationspapieren.

**Aus der Steinzeit.** Bekanntlich hat es eine Zeit gegeben, in welcher die Menschen in Höhlen wohnten und kein Metall kannten, sondern alle Werkzeuge und Waffen aus harten Steinen oder Knochen erlegter Tiere mühsam herstellen mußten. Zu Lanzenspitzen und Pfeilspitzen war der Feuerstein besonders beliebt, da derselbe gespalten werden kann und dann dünne, spitz und scharf zulaufende Splitter von verschiedener Größe liefert. Diese Feuersteinwaffen waren nicht zu verachten. Aufschluß hierüber gewährt ein Fund, der unlängst von den Herren M. Miquel und F. Régnaud in einer Höhle am nördlichen Abhang der Pyrenäen gemacht wurde. Die Pyrenäen sind reich an solchen Resten. In der Höhle Montfort bei dem Städtchen Saint-Vizier im Departement Ariège fanden sich unter den Jahrtausende alten Ablagerungen wie gewöhnlich Knochenüberreste von allerlei Tieren, die von den Höhlenbewohnern erlegt und in der Höhle verzehrt worden waren. Ein Stück festelte die Aufmerksamkeit der Entdecker ganz besonders. Es war ein Rückenwirbel von einem großen Hirsche, worin noch eine fast fingerlange Feuersteinspitze steckte. Derselbe war neben dem Dornfortsatz heringefahren, hatte das Rückenmark vollständig durchgeschnitten, da sie den Hohlraum ausfüllte, und war noch ziemlich tief in den Körper des Wirbels eingedrungen. Der Tod des Tieres muß augenblicklich erfolgt sein. Aber man kann sich einen Begriff von der Muskelkraft machen, mit welcher diese unvollkommenen Werkzeuge geschleudert werden mußten, um eine solche Wirkung auszuüben.

**Frau Eva Ransjen, die Gattin des Polarfahrers,** die sich als tüchtige Sopranistin einen über Skandinavien hinausgehenden Ruf erworben hat, ist gegenwärtig nach längerer Pause wieder auf einer größeren Tournee durch Schweden und Finnland begriffen. Die Sängerin trat am 3. Dezember zuerst in Stockholm auf, wo sie reichen Beifall fand. Der Festsaal der Kunstakademie war bis auf den letzten Platz gefüllt; in der Hofloge erschienen gleich zu Anfang des Konzerts König Oskar und die zur Zeit in der Hauptstadt weilenden Mitglieder der königlichen Familie. Frau Ransjen verfügt über ein künstlerisch seltenes Vortragstalent, welches sich mit einem wunderbar erziehbigen und gestaltungsfähigen Organ verbindet. Sie wurde nach Schluß des Konzerts vom König begrüßt und zur Abendtafel gezogen.

**Die Mann, die Weib!** Man schreibt den „M. N. Nachr.“ aus Zürich, 9. Dez.: Die Söhne und die Töchter unserer alma mater — an die 500 — hatten sich gestern am Kasino Göttingen zu einer allgemeinen Studentenversammlung eingefunden. Im Parterre des Saales saßen die Korporationen, meist bemüht, auf den Galerien drückte sich die „Wildenschaft“, die nicht inkorporierten Studenten, deren Haupt der alltägliche Hut bedeckte. Die Parteien der „Mützen“ und der „Hüte“ bildeten, wie man sieht, wie einst in Schweden, so auch hier, einen Gegensatz. Aber noch ein anderer Gegensatz war da, für den ja eigentlich die allgemeine Studentenversammlung der Ausgleich finden sollte, der Gegensatz zwischen studiosus masculini und femini generis. Die „Mücke“, wie ein hiesiger akademischer Sprachgebrauch sich „anzüglich“ ausdrückt, wollten nämlich auch „ihre Rechte“ haben, d. h. ihre Vertretung im Delegierten-Konvent; in diesem Bestreben wurden sie von dem größten Teil der „Wildenschaft“ unterstützt. Namentlich war es der „Internationale Studentinnenverein“, der seine Anerkennung als studentische Korporation und damit ein selbstständiges Vertretungsrecht im Delegierten-Konvent verlangte. Da zeigte sich nun wieder, was für eine üble Einrichtung die Majorität ist, wenn man sie zur Gegnerin hat. Die meisten der „Wilden“, denen dieses Kapitel schon geläufiger war, wanderten, nachdem die zwei ersten Abstimmungen die Majorität der Korporationen dargezogen hatten, aus, um an einem andern Ort weiterzuberaten; der „Studentinnen-Verein“ aber gab seine Sache nicht so leicht auf, sondern blieb bis zu seiner Niederlage. Daß er dann abzog, kann man ihm nicht verargen; auch war es nur weiblich, daß er nicht anders abzog, als nach Verlesung eines Protestes, aus dem der Geist einer an's Kreuz geschlagenen Minorität sprach; es war der Haussgeist, der reglementmäßig bei den Minoritäten sich zeigt, wenn wieder etwas schief gegangen. Und doch hatten die beiden Rednerinnen des „Studentinnenvereins“ vom hohen Balkone herab zu den „Herren“ im Parterre so eindringlich geredet von der Gerechtigkeit, der Weltentwicklung, der Ehre und anderen schönen Dingen. Die Majorität hörte aufmerksam zu, ja sie klatschte sogar Beifall. Aber das war alles nur Schein, Falschheit. O wie falsch sind diese Männer! Und wie gewissenlos! Als eine der beiden Rednerinnen ihnen in's Gewissen redete

und sie aufforderte, doch einmal daran zu denken, was ihre Nachkommen über die Tüter sagen würden, die jetzt die Frauenrechte verkümmerten, als sie an das zukünftige Vaterland appellierten, da zeigte sich statt Herfürsorge eine geradezu heidnische Heiterkeit! Da war denn der Liebe Mühe umsonst. Der neue § 3 der Statuten des Delegiertenkonvents — spätere Zeiten werden noch von ihm reden — wurde angenommen und damit die „Damenkorporationen“ und die „Damenvertretungen“ aus dem Delegiertenkonvent ausgeschlossen. Doch blieb den Studentinnen der große Trost, daß sie mit den „Wilden“ in den Konvent Vertreter wählen können, allerdings nur männliche. Die „Damenkorporationen“ hat man also als offizielle studentische Korporationen nicht anerkannt und den Studentinnen nur ein beschränktes aktives Wahlrecht gelassen. Aber das „passive Wahlrecht“ wollten sie haben, das passive, denn welche aus dem Stamme was würde nicht gerne gewählt, sei es auch nur — für's Leben?!

— **Schönheitsausstellungen.** Schönheitsausstellungen, wie sie vor einigen Jahren in Spaa und anderen Städten stattfanden, sind durchaus keine Erfindung unseres Jahrhunderts. So beschreibt ein alter Schriftsteller eine Schönheitsausstellung, welche im Jahre 1655 in Paris abgehalten wurde, und bei der die Preise aus goldenen Äpfeln bestanden. Den ersten Preis erhielt natürlich die Königin von Frankreich, während der zweite Preis mit 1722 Stimmen einer armen Näherin erteilt wurde.

**Litterarisches.**

— **Schönhäufen und die Familie v. Bismarck,** so betitelt sich ein soeben im Verlage der K. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Werk, dessen Bearbeitung der infolge seiner ort- und familienhistorischen Forschungen in weiteren Kreisen bekannte Pastor Dr. G. Schmidt im Auftrage der Familie übernommen hat. Infolge der thätigsten Mitwirkung des Fürsten Bismarck und des Grafen Herbert an dem Buche konnte er in der Einleitung gewiß mit Recht die Hoffnung aussprechen, daß das Werk durch die sehr zahlreichen Beiträge, welche von diesen beiden Seiten geliefert worden sind, ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen werde. In den ersten Kapiteln behandelt der Verfasser die Lage und auf Grund prähistorischer Funde die älteste Geschichte des Ortes Schönhäufen, in den späteren Kapiteln das jahrhundertelange Ringen des christlichen Germanentums gegen das heidnische Slaventum um die Oberhand in jener Gegend, und die Geschichte der beiden Dörfer Schönhäufen und Fischbeck als bischöflich Havelberger Tafelgüter. Mit dem Jahre 1562 tritt die Familie v. Bismarck in den Besitz der beiden Güter. Die frühere Geschichte des Geschlechtes hat der Verfasser kurz behandelt, da dieselbe auf Grund urkundlicher Forschungen in seiner bekannten Schrift: „Geschichte des schloßgesessenen adeligen Geschlechtes bis zur Erwerbung von Creese und Schönhäufen“ sehr ausführlich geschildert hat. Eine sehr eingehende Darstellung vom Jahre der Permutation wird den Ahnen des eiseren Kämpfers vom Jahre der Permutation an gewidmet. Die letzten Kapitel des Buches, deren Gegenstand der Fürst und seine Gemahlin und der derzeitige Besitzer, der Graf Herbert, bilden, sind durch bisher ungedruckte Briefe des Fürsten von hohem Interesse. Das Werk ist mit zahlreichen Bildern zumal vom Dorfe, der Kirche und den beiden Schloßern, sowie mit Porträts der verschiedenen Familienmitglieder, z. B. mit bisher noch nicht bekannten Bildern des Fürsten aus den verschiedensten Lebensjahren ausgestattet, so daß es sich vornehmlich auch für Geschenkwerte eignet.

— **Schleswig-Holsteins Befreiung.** Herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors Karl Ranzen und ergänzt von Karl Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Preis 9 M., elegant geb. 10.60 M. Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. Im Vorwort schreibt der Herausgeber, der das Werk des im Jahre 1894 verstorbenen Verfassers vollendet hat: In einem Briefe des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein vom 10. März 1865 finden sich die Worte: „Daß ohne mein Auftreten die Herzogtümer nicht von Dänemark getrennt worden wären, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Blatt der Geschichte, das mir gehört, auszureißen!“ Neuere Schriften suchen dagegen das große Verdienst des Herzogs zu verdunkeln und stellen ihn, seine Berater und Anhänger als thörichte Partikularen hin, deren Bestrebungen zum Heile Deutschlands ohne Erfolg geblieben seien. Kann dargelegt werden, daß diese Meinung unrichtig ist, so darf man mit einer offenen Darlegung der Wahrheit jetzt nicht mehr zurückhalten. Längst schon hatten die Schleswig-Holsteiner, die in schwerer Zeit treu zu Herzog Friedrich gestanden, die mit ihm auf dem Boden des Rechts einst ein selbständiges Schleswig-Holstein in engem Anschluß an Preußen und Deutschland erstrebt haben, ein Recht auf den Nachweis, daß des Herzogs und ihr Verhalten an dem Fehlschlagen der Hoffnungen des Landes keine Schuld trägt. Doch stand diesem Recht zunächst das höhere Interesse Deutschlands, die neuen Zustände in den Herzogtümern sich beseitigen zu lassen, entgegen. Jetzt aber hat die neue Ordnung der Dinge so tiefe Wurzeln geschlagen, daß ein Rückblick auf die ihrer Einführung vorausgehenden Zustände die ausgesöhnte Bevölkerung Schleswig-Holsteins nicht in der Ueberzeugung zu erschüttern vermag, daß die Herzogtümer dauernd ein kräftiges Glied Preußens und des deutschen Reiches bleiben sollen. Unter diesen Umständen würde ein längerer Schweigen der Freunde des Herzogs Tadel verdienen, und das um so mehr, als jetzt noch Männer leben, die für oder gegen den Herzog gewirkt haben und Zeugnis ablegen können. Für mich kam außerdem der Wunsch meines Vaters in Betracht, daß die Wahrheit etwa ein Menschenalter nach den Ereignissen von 1863-68 durch Herausgabe des urkundlichen Materials, das er mit Wissen und Willen des Herzogs zu

jeder ihm angemessen erscheinenden Verwendung besaß, erhärtet werden möchte. Die Schleswig-Holsteiner glauben, daß sie und ihr Herzog in den Jahren 1863-66 recht und deutsch gehandelt haben und daß eine bundesstaatlich beschränkte Selbständigkeit der Herzogtümer dem deutschen Reiche und der deutschen Entwicklung mehr genützt haben würde, als die Einverleibung in Preußen, die dem Rechtsbewußtsein der damals urteilsfähigen Generation und ihrem Gefühl treuer Anhänglichkeit an Herzog Friedrich widersprach. Inzwischen hat sich der anfangs schmerzhaft empfundene Zustand in den Herzogtümern so beseitigt, daß kein Schleswig-Holsteiner eine Aenderung wünscht. Unter diesen Umständen erfordert die Gerechtigkeit, daß man den Männern, die in der schleswig-holsteinischen Frage nationale Ziele auf anderem Wege verfolgt haben, nicht länger Gefinnungen und Handlungen unterstellt, die nicht vorhanden gewesen sind. Der deutsche Vaterlandssinn ist ein zu wertvolles Erbe unserer Väter, als daß wir ihn nicht hätten und kräftigen sollten. Möchten diese Blätter dazu beitragen!

— **Ranzen's heldenmütige That,** durch die er der Wissenschaft mehr geleistet hat als je vorher für die Erforschung des Nordpols gesehen war, kann man erst würdigen, wenn man sein Werk „In Nacht und Eis“ (Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig) zur Hand nimmt. In den bis jetzt erschienenen zwei ersten Lieferungen entwickelt Ranzen die vor seiner Reise bestehenden Ansichten über das Gebiet um den Nordpol und über die möglichen Wege zu dessen Entdeckung. Klar legt er seinen Plan dar, der mit dem hartnäckigsten Widerstande der rühmter Polarforscher zu kämpfen hatte. Ranzen's Plan sei, der reine „Wahnsinn“, wurde unerbittlich erklärt. Aber der junge Forscher ließ sich nicht irre machen. An Gefahren hat es freilich nicht gefehlt. Man braucht sich bloß das Umschlagbild anzusehen, das uns Ranzen und Johannes in Kampfe mit einem Eisbären zeigt. Oder man betrachte sich das Bild „Die „Fram“ in Mondlicht ein nach der großen Eispressung“. Wir sehen das Schiff sehr gefahren in das Packeis, das sich rings um die „Fram“ in verberberndem Maße aufstürzte. Hätte der geringe Vorrat des Fahrzeuges dem Eise Widerstand geleistet, so wäre es ebenso sicher unter dem furchtbaren Druck des Eises vernichtet worden, wie die Schiffe früherer Polarerepeditionen in ähnlicher Lage. Statt dessen presste das Eis das Schiff in die Höhe, so daß es plötzlich oben auf den riesenhaften Schollen saß. Das Schiff war aber demnach ganz eigenartig gebaut: „Glatte wie ein Kal sollte es nach dem Plane Ranzen's aus den verberbernden Umrangungen des Eises gleiten können“, und das Schiff hat diese Aufgabe in vollendeter Weise erfüllt. Seine abenteuerliche Konstruktion und Einrichtung schildert die 2. Lieferung unseres Werkes in Wort und Bild. In hochgelegener Gasse ruhend vollendet die „Fram“ ihren Weg durch die Regionen des höchsten Nordens, bis sich Kapitän Sverdrup mit Sprengpulver den Weg zum freien Meere bahnt. Die 2. Lieferung bringt u. a. auch ein Gruppenbild der „Mitglieder der Norwegischen Polarerepedition 1893-1896“. Eine sehr schätzenswerte Beilage enthält sie in der auf der Rückseite des Umschlages befindlichen „Uebersichtskarte zu Ranzen's Polarerepedition“. Dieselbe wird gute Dienste leisten, bis die großen Karten fertig sind, die Ranzen für sein Werk zeichnet. Die 3. Lieferung, in welcher die Abreise und der Eintritt ins Eismeer in launiger Weise geschildert werden, wird noch vor Weihnachten erscheinen.

— **Als zweiter Band des sechsten Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde, Berlin“,** erschien soeben: „Anatomische Ausflüge“, Reisebilder von Colmar Freiherr von der Goltz. 29 Bogen, Preis: geheftet M. 6.—, gebunden M. 6.—. Der Verfasser, K. Preuß. Generalleutnant, dem deutschen Publikum durch sein früheres Werk „Woll in Waffen“ vortrefflich bekannt, lehrte vor nahezu einem Jahr aus türkischen Kriegsdiensten in's Vaterland zurück und bietet dem heimischen Leserkreise zunächst eine Reihe von Schilderungen über Land und Leute Anatoliens. Doch sind es nicht die betretenen breiten Pfade, auf die er uns führt, sondern die „stetig gelegenen“, die selbst in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt vielfach noch unbekannt sind. Das Buch gewinnt dadurch die doppelte Bedeutung eines Forscherberichts und einer Unterhaltungs-Lektüre. Man lernt das Leben und Treiben, die Gewohnheiten und Sinnesart der türkischen Bauern und Kleinstädter kennen und zugleich sprechen die Landschaftsbilder deutlicher, als trodene geographische Wiedergaben. Ganz andere Eindrücke, als er sie erwartet hatte, empfing der Verfasser selbst von Kleinasien, als er sich zum erstenmale auf dem „Spazierritt nach Angora“ in dieses verteilte, und ähnlich wird es dem Leser ergehen. Es ist nicht die schon halb-tropische sonnenverbrannte Welt, die wir uns meist nach den Jugend-Eindrücken aus Märchen und biblischen Geschichten in der Phantasie eigenmächtig herstellen, sondern ein Gebiet, das vielfach an Süddeutschland, Thüringen oder den Harz erinnert, und das zugleich von dem interessantesten Völkergemisch bewohnt wird, welches sich wohl auf dem Erdball vorfindet.

— **Eine Spitzbergensfahrt von G. Rahlbaum.** Leipzig, J. A. Barth. Preis 2 M. — Eine anpruchsvolle Wanderer über Erfahrenes und Gesehenes auf einer lustigen Fahrt nach dem hohen Norden.

— **Kaiser-Märchen.** Festgabe zum hundertjährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms des Großen von Karl Neumann-Strela. Illustriert von G. H. Walthers. Preis hübsch gebunden 3 M. Verlag von Alex. Köhler in Dresden. Die Hauptepochen aus dem Leben des großen Kaisers poetisch verklärt, in die Form von anziehenden, dem Verständnis des Kindes schon zugänglichen Märchen gebracht, in denen die menschlichen schönen, großen und edlen Charakterzüge des im Volke stets fortlebenden Heldenkreises ins hellste Licht gerückt werden, das ist in kurzen Worten der Inhalt des vorliegenden Buches. Die schöne Ausstattung macht das Buch namentlich zu Geschenkwerten recht geeignet.

Verantwortliche Redaktion: Otto Neuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuß in Karlsruhe Durschstraße.